

Einkaufen wird der Warenwert direkt von den Zeitkonten abgezogen (vgl. Acron 2018: 6). Offensichtlich funktioniert das System wie folgt: Wer einer 8-Stunden-Beschäftigung nachgeht, der verbringt genau diese 8 Stunden an seinem Arbeitsplatz. Die Vergütung richtet sich nach der Nutzung dieser Zeit. Wer also in diesen 8 Stunden besonders effizient ist und besonders viel leistet, der erlangt Freiminuten auf seinem Konto. Im Grunde genommen handelt es sich um ein künstlich kompliziertes System: Wer seine Arbeit schneller fertig hat, darf nicht vorzeitig gehen, sondern erhält Zeit gutgeschrieben, wobei es einen bestimmten Umrechnungskurs dafür gibt. Einkäufe, Miete etc. werden durch Abzüge vom Zeitkonto bezahlt.

In diesem System werden Menschen von vornherein darauf gedrillt, sich auf eine effiziente *Zeitausnutzung* zu kaprizieren. So heißt es, die meisten BewohnerInnen der City konnten sich keine „Zeitverschwendungen“ (ebd.: 7) leisten. Als *Zeitverschwendung* wird es beispielsweise angesehen, sich in einer Parkanlage auszuruhen oder eine nicht zielgerichtete Plauderei zu führen. Diese Betrachtung legt offen, dass in „Ocean City“ ein bestimmtes *Zeitnutzungs-konzept* besteht, demzufolge *Zeit* effizient genutzt werden müsse. Es ist in diesem Wertesystem nicht vorgesehen, dass Individuen sich dem Müßiggang hingeben oder sich in eine Tätigkeit einfach aus Interesse vertiefen. Stattdessen sollen alle Handlungen auf ein Ziel ausgerichtet sein. Dem gesellschaftlich vorgegebenen Wertesystem entspricht es, schon Kinder auf das skizzierte System der Arbeitsvergütung vorzubereiten, demzufolge die Arbeitszeit möglichst zielgerichtet, ablenkungslos und offensichtlich ergebnisfixiert ausgefüllt wird. Das geradezu paradoxe Ziel besteht in diesem Sinne darin, durch die stetig voranzutreibende Effizienzmaximierung schließlich eine externe Gratifikation zu erlangen, in Form von Freiminuten auf dem Zeit-Währungskonto. Da aber *Zeitverschwendung* verpönt ist, werden die gutgeschriebenen Freiminuten idealiter investiert und nicht durch Müßiggang verbummelt.

Einige nette Nebenbeobachtungen lassen sich dabei machen: Zum Beispiel ist Hektik verpönt, weil es ein Stigma der Armut mit sich trägt, zu wenig Zeit zu haben (ebd.: 7: „Wer durch die Straßen sprintete, zeigte aller Welt, dass er knapp bei Kasse war“). Insofern liegt „Ocean City“ die durchaus gesellschaftskritisch-dystopische Perspektive zugrunde, dass zudem das individuelle *Zeit-*

management, also auch die Selbstkontrolle und Selbsteinschätzung in Bezug auf *Zeit*, streng normiert sind.

Die Kritik an dieser *Zeitnormierung* wird in „Ocean City“ aus der Sicht des Protagonisten erfahrbar gemacht: Nachdem Jackson beobachten musste, wie sein bester Freund vor seinen Augen vermeintlich erschossen wurde, bemerkt er, dass die Zeit auf dem Decoder nicht die einzige Zeit ist:

Aber neben der Zeit, die auf den Zeitkonten für geleistete Arbeit gutgeschrieben und für verbrauchte Waren abgezogen wurde, existierte noch eine zweite Art von Zeit.

Die Lebenszeit.

Die konnte niemand auf einem Konto verlängern oder verkürzen.
(ebd.: 28)

Der Junge enttarnt an dieser Stelle die Perspektive auf die *Zeit*, die durch die auf Anpassung bedachte Institution „Ocean City“ gepredigt wird. Symptomatischer Weise ist die ganze Stadt als Ausschaltung von Natürlichkeit charakterisiert – es gibt künstliche Lebensmittel, eine künstliche Versorgung und selbst der Standort auf dem Meer ist künstlich geschaffen. Die Natur des Menschen und seine Endlichkeit erweisen sich aber als unhintergebar. Am Ende kann ein Mensch zeitlich verarmen und dadurch in die Slums umziehen, aber ihm bleibt die *Lebenszeit*.

Der Raum „Ocean City“ korreliert also mit Widernatürlichkeit, und auch die dort vorgelebte Umgangsweise mit Zeit erscheint als widernatürlich semantisiert. Letztlich handelt es sich um eine Ausschaltung individueller *Zeitnutzungskonzepte*, die Individuen werden rein auf ihre gesellschaftsstützende Produktivität hin erzogen.

Geradezu überdeutlich herausgearbeitet wird dieser Druck zur Selbstoptimierung durch effiziente *Zeitnutzung* auch in Autumn Cornwells „Carpe Diem“ (Ersterscheinung in Deutschland 2008), einer zweifellos stark überspitzten und moralisierenden Lektüre:

Die Eltern der Protagonistin – zumindest heißt es zunächst, dass es ihre Eltern seien – sind darauf bedacht, dass ihre Tochter ihr Leben plant und dadurch zu einem akademischen Erfolg gelangt. Aufgrund der effizienten Ausnutzung

ihrer zeitlichen Ressourcen gelingt es der Protagonistin, an die Leistungsspitze ihrer Schule zu gelangen. Dabei weiß die Protagonistin selbst, dass sie nicht hochbegabt ist, sondern meint, „dass meine akademischen Erfolge einzig und allein guter Planung zu verdanken waren“ (Cornwell 2010: 17). Die akribische Zeitplanung wird also von vornherein als eine Möglichkeit dargestellt, die natürlichen Ressourcen zu verbessern. Die Protagonistin rechnet beispielsweise vor, dass die Krankheit einer Mitschülerin deren Chancen auf den Titel als Klassenbeste vermindert hätte, eben weil sie diese Zeit nicht effizient ausnutzen konnte.

Gegensätzlich konstruiert ist die Großmutter – zumindest wird die Figur im Text zunächst als Grandma eingeführt. Sie liebt die Natur, sucht nach Käfern, liebt die Reisen fernab der Zivilisation und erweist sich als komplett chaotisch. Als die Protagonistin 16 Jahre alt ist, wird sie zu einer Reise mit ‚Grandma‘ genötigt. Später stellt sich heraus, dass diese Frau die leibliche Mutter der Protagonistin ist. Sie gab die Protagonistin zur Adoption frei, weil sie wusste, dass sie zu unorganisiert wäre. Die Adoptiveltern werden in einen deutlichen Gegensatz zur leiblichen Mutter gestellt: Der Adoptivvater ist selbst ein Adoptivkind, die Adoptivmutter zeugungsunfähig, das Adoptivelternhaus korreliert also mit Unnatürlichkeit in Bezug auf die Fortpflanzung.

Als die Protagonistin in einem Opiumdorf als Geisel genommen wird und Todesangst durchlebt, sieht sie ein, dass ihre bisherige Orientierung sie davon abbringt, den Moment zu leben, Planung wird demaskiert als eine Fixierung auf Zukunft, obwohl diese Zukunft nicht garantiert werden kann. Die Protagonistin lernt, dass der Wert des Augenblicks zu würdigen ist und lebt ihr Leben, anstatt es von vorneherein zu planen.

Ein symbolischer Höhepunkt in der Geschichte liegt in der Szene in der Pizzeria in Kambodscha: Die Protagonistin fürchtet, dass auf der Pizza Keime sein können und besorgt sich deshalb auf dem Schwarzmarkt Desinfektionsspray, das sie großflächig auf die Pizza sprüht. Sie ist sich sicher, damit klug und umsichtig zu handeln und einer eventuell durch den Verzehr entstehenden Magenverstimmung vorzubeugen. Da die Chemie nämlich alle Lebewesen tötet, sei keine Gefahr einer Infektion mehr gegeben. Zwar warnt die Grandma noch, dass damit doch auch die Darmflora und damit die natürlichen Lebewesen, die gerade zur Nahrungsverarbeitung nötig sind, zerstört würden, doch bleibt die

Protagonistin bei ihrer Einschätzung. Im Endeffekt trägt sie selbst Vergiftungen vom Verzehr der Pizza und muss verantworten, dass „Grandma“ und ein Mann mit einem amputierten Bein, denen sie beiden von der Pizza zum Kosten gibt, fast umkommen aufgrund des Chemiecocktails (vgl. ebd.: 222–228).

Dass der Chemiecocktail zwar Schädlinge bekämpft, aber auch dem eigenen Körper zusetzt, symbolisiert den Fehlschluss der Ausschaltung alles Natürlichen aus dem Raum der Kultur. So sehr sich die Protagonistin auch bemüht, kultiviert zu sein, bleibt sie doch ein biologisches Wesen. Übertragen auf den Umgang mit der *Zeit* lässt sich ableiten, dass in der Logik des Textes das Effizienzstreben als der Versuch der Ausschaltung natürlicher Unwägbarkeiten im Zusammenhang mit der Nutzung der eigenen *Lebenszeit* angesehen wird. Gegenwärtige Kontingenzen werden durch das Planen ausgeschaltet, so wie die Chemie Keime vernichten soll. Mit diesem Ausschalten der Kontingenzen und auch der natürlichen menschlichen Bedürfnisse geht aber zugleich eine Zerstörung ‚von innen‘ einher: Die Ausschaltung aller Natürlichkeit bringt zwar auf der Oberflächenebene eine Steigerung der Effizienz, zehrt das Individuum aber von innen aus.

Eine Gegenüberstellung von effizienter *Zeitnutzung* und dem Leben „in den Tag hinein“ bietet auch die Grundkonstellation in Brian Katchers „Ana und Zak“ (Ersterscheinung in Deutschland 2017). Ana ist zunächst ähnlich stark auf ihre Zukunft ausgerichtet wie die Protagonistin aus „Carpe Diem“. Sie nutzt ihre *Zeit* möglichst effizient, hat einen engen Tagesplan, um möglichst viel Vorleistung für ihren Erfolg im späteren Leben zu erbringen (vgl. Katcher 2017: 11). Sie hat allerdings von vornherein Zweifel am Effizienzparadigma: „[E]s wäre manchmal nett, einfach das zu tun, was ich gerade tun will. [...] Nicht über jede Minute Rechenschaft ablegen zu müssen, die ich nicht zu Hause bin oder im Unterricht sitze.“ (ebd.: 15) Wie sich herausstellt, möchte sie aber ihre Eltern nicht enttäuschen und nutzt ihre zeitlichen Ressourcen so effizient es geht, ohne dabei aber die Möglichkeit der freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu haben (vgl. ebd.: 28, 283). Das Planen wird also mit der Orientierung am Erwachsensein konnotiert. Auf einem abenteuerlichen Ausflug bricht Ana aus der bisherigen Prägung aus, beginnt, auch einfach einmal die Momente zu genießen.

In beiden Texten wird deutlich, dass Kinder und Jugendliche der Logik der Texte zufolge noch intuitiv ein Bedürfnis danach verspüren, auch *Zeit* verstreichen zu lassen, was mit zunehmendem Erwachsenwerden wegfällt, weil erstens die Endlichkeit des Lebens präsenter wird und zweitens ein Gefühl der Verantwortung aufkommt, das ein bloßes Leben in den Tag hinein verbietet (eine erwachsene Figur, die komplett in den Tag hineinlebt, wird ebenfalls nicht als eine wünschenswerte Option markiert, vgl. die „Grandma“ aus Cornwells „Carpe Diem“, die aus mangelndem Verantwortungsbewusstsein merkt, die leibliche Tochter nicht großziehen zu können).

Die *Zeitnutzung* wird hier zu einer Konfrontation der eigentlich noch unbeschwerten Welt der Jugendlichen, die auch das Bedürfnis und die Möglichkeit haben, in den Tag hineinzuleben und der Welt der Erwachsenen, die bei ihren Handlungen bereits an die Zukunft denken. Übernimmt Katchers Buch die Perspektive der Gouvernamentalitätsstudien, indem es die *Zeitnutzung* als Resultat *neoliberaler* Entwicklungen der Gesellschaft zeigt, nimmt „Ocean City“ eher eine technikdeterministische Perspektive ein und stellt die neuen digitalen Selbstaufmerksamkeitstechniken als verantwortlich für diesen Umgang mit der Zeit dar.

Es deutet sich hier bereits an, dass unterschiedliche *Zeitnutzungskonzepte*, aber auch *Ausgestaltungen von Zeit* zugleich mit unterschiedlichen *Wahrnehmungen von Zeit* einhergehen. Einen besonders deutlichen Fall dieses Auseinanderfallens unterschiedlicher *Zeitwahrnehmungen* stellen Texte dar, in denen es um Krankheiten geht, die entweder die ProtagonistInnen auf ihre eigentliche Endlichkeit zurückwerfen oder sogar deren allgemeine Wahrnehmung deformieren (vgl. dazu Schäfer 2018: 33–49). Eine Explikation solch einer möglicherweise fehlerhaften *Wahrnehmung des Zeitverlaufs* bietet Lauren Olivers „Wenn du stirbst, zieht dein ganzes Leben an dir vorbei, sagen sie“ (Ersterscheinung in Deutschland 2010). Die Protagonistin erlebt den letzten Tag ihres Lebens, der mit einem letalen Unfall endet, wieder, bis sie irgendwann selbstlos handelt und nicht mehr erwacht. Die Ich-Erzählerin bietet dabei sogar ein rationales Erklärungsangebot für ihre Déjà-vues an:

Ich habe mal gelesen, dass man ein Déjà-vu erlebt, wenn beide Gehirnhälften Dinge verschieden schnell verarbeiten: die rechte ein paar